

er ins Speziallager Nr. 7 in Sachsenhausen verbracht“ (freundliche Mitteilung von Dr. Enrico Heitzer, Wissenschaftlicher Mitarbeiter ‚Sowjetisches Speziallager‘ Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen/ Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, v. 11.12.2020). Am 3.12.1945 schrieb seine Frau Mathilde Uhlitz (1896–1984) eine von 52 langjährigen Einwohnern Spreeaus unterzeichnete Petition an den ‚Obersten Chef der Sowjetischen Administration‘, Marschall Schukow, mit der Bitte um Haftentlassung. Die Unterzeichner der Petition beteuerten, selbst nicht Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen gewesen zu sein. Sie bestätigten, dass Fritz Uhlitz „sein Amt immer in vorbildlicher Weise unparteiisch verwaltet“ habe und „gerecht und hilfsbereit gegenüber jedermann“ gewesen sei. Er habe „sich weder als Propagandist der Nazibewegung betätigt, noch an der Planung und Ausführung von Kriegsverbrechen teilgenommen.“ Dem folgte am 19.5.1947 eine Petition des „Antifaschistischen Ausschusses“ von Spreeau mit der Bitte um Haftentlassung, weil gegen Fritz Uhlitz „politisch nichts Nachteiliges bekannt werden kann und derselbe sein Amt als Bürgermeister vollkommen unparteiisch verwaltet hat.“ Diese Petition wurde von den Ortsgruppen-Vertretern der SED, LDP, CDU, des FDGB und dem seinerzeitigen Bürgermeister von Spreeau unterzeichnet. Gleichwohl endete die Haft des Landwirts Fritz Uhlitz erst am 18.1.1950 im Zuge der Auflösung des Speziallagers Sachsenhausen. Kopien der beiden genannten Petitionen befinden sich im Familienarchiv Uhlitz. Eine Anschuldigung für Irgendetwas gab es nicht, ein Prozess fand gleichfalls nie statt. Fritz Uhlitz gehörte somit zur Gruppe von etwa 50 000 Menschen, die zwischen 1945 und 1950 präventiv vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet und in ‚Speziallagern‘ festgehalten wurden. 12 000 Menschen dieser Gruppe überlebten die Haft nicht und wurden in Massengräbern beerdigt.

10 Der Bruder war 10 Jahre jünger, 1933 geboren.

## Rezensionen

### **Dietmar Strauch, Der Berliner Waldfriedhof Heerstraße – Geschichte, Biographien, Rundgänge.**

Berlin: edition progris 2020, 166 Seiten, 137 Abbildungen, 10 €.

Nach übereinstimmender Meinung gehört der Waldfriedhof Heerstraße zu den schönsten Friedhofsanlagen Berlins. Er wurde 1924 als interkonfessioneller Friedhof eröffnet. Geplant durch Erwin Barth und mit Baulichkeiten versehen von Erwin Blunck – beide Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins – lohnt ein Besuch zu allen Jahreszeiten. Bisher konnte man nur auf den von Hans-Jürgen Mende in mehrfacher Auflage (3. Auflage 2012) verfassten Friedhofsführer zurückgreifen, jetzt stellt der bekannte Sachbuchautor Dietmar Strauch mit seiner Publikation mehr als 160 hier bestattete Berlinerinnen und Berliner und ihre Gräber oder ihre Gedenksteine vor. Auf zwei Rundgängen wird der Besucher durch beigefügte Pläne über das Areal geführt. Die vorzüglichen farbigen Aufnahmen lieferte Lisa Vanovitch, der langjährige Friedhofsleiter Helmut Krauß war in das Lektorat eingebunden. Natürlich ist die Auswahl subjektiv, abgesehen von Ehrengräbern und bemerkenswerten Kunstwerken. An Kurzbiografien mangelt es nicht und man spürt das Anliegen Strauchs, einzelne Persönlichkeiten der drohenden Vergessenheit zu entreißen. Zu einer Attraktion hat sich die Grabstätte des Humoristen Lorient (Vicco von Bülow) entwickelt. Strauch zitiert aus dem Nachruf in der Zeitschrift *Der Spiegel*: „Abschließend bleibt zu sagen, dass Lorient's Tod absolut nicht nötig gewesen wäre. Unsterblich war er längst. Er wird es bleiben.“ Der Autor ist begeistert von der traumhaften Natur zwischen Wasser (*Sausuhlensee*) und Wald und kommt zu dem Ergebnis, kaum ein Friedhof habe im Laufe der letzten fast 100 Jahre so viele Prominente aufgenommen. Der Name *Waldfriedhof Heerstraße* ist irreführend, der Haupteingang befindet sich in der Trakehner Allee 1 unweit des Olympischen Platzes. Der Name geht zurück auf die ursprüngliche Planung eines Privatfriedhofs für die Villenkolonie Heerstraße. Der in Layout und Darstellungsart solide aufgebaute Friedhofsführer ist sehr empfehlenswert.

*Martin Mende*

**Detlef Brennecke, Der „Spandauer Bock“ – Eine Berliner Lokal-Geschichte.** Berlin: Lukas 2021, 240 Seiten, durchgängig vierfarbig, teils farbige Abbildungen, 24,90 €.

Lohnt es sich, ein Buch über eine Ausflugsgaststätte zu schreiben, deren Spuren bereits vor mehr als 60 Jahren für immer getilgt worden sind? Oder anders gefragt, lohnt sich die Mühe für den Leser überhaupt, sich mit diesem Beispiel verlorener Stadtgeschichte zu beschäftigen? Die Antwort lautet uneingeschränkt: Ja! Detlef Brennecke gelingt es in beeindruckender Weise, über 150 Jahre Bierbrauergeschichte so zu referieren, dass man sich mühelos in die gute alte Zeit der *Berliner Ausflugslokale* zurückversetzen kann. Heute ist es kaum noch vorstellbar, dass an manchen Tagen im Sommer über 20 000(!) Menschen zum Spandauer Berg pilgerten, um im *Spandauer Bock* „bairisches Bier“ zu genießen. Aber so war es. Die über 6 000 Sitzplätze in den Gasträumen und im Freien wurden an Sonntagen geradezu überrannt. Wer keinen Platz fand, lagerte einfach in den umgebenden Wäldern. 1842 hatte der Brauer Conrad Bechmann am Zusammentreffen des Landwegs nach Spandau mit einem Waldweg von Charlottenburg, auch *Spandauer Spitze* genannt, eine Brauerei gegründet. Hoch über dem Spreetal gelegen wurden auch zwei Ausschank-Lokalitäten mit herrlicher Aussicht gebaut. Beide Ausflugslokale, *Bock* und *Zibbe* genannt, hatten bald einen legendären Ruf bei den nach Vergnügen und frischer Luft lechzenden Berlinern. Rund um die Stadt hat es zwar im 19. und 20. Jahrhundert zahlreiche dieser Lokalitäten gegeben, glaubt man jedoch den anschaulichen und gut belegten Schilderungen des Autors, hat kaum eine andere die Anziehungskraft des *Bocks* erreicht. Heute würde man sagen, der *Spandauer Bock* war ‚Kult‘. Brennecke hat zahlreiche Dokumente zusammengetragen, die belegen, welche Beliebtheit diese Vergnügungsstätte genoss. Viele bekannte Zeitgenossen begleiten den Leser und schildern ihre Eindrücke. Neben den Erholungssuchenden und Vergnügungssüchtigen begegnen wir Burschenschaften und liberalen Gruppen. Auch sozialdemokratische Parteiausflüge mit prominenter Beteiligung fanden hier unter freiem Himmel statt. Nach 1933 eigneten sich schließlich auch die Nationalsozialisten die Lokalität an und nutzten sie gar als Folterkeller. Theodor Fontane hat dem *Bock* auch ein Kapitel seines Schaffens gewidmet, wenn er auch nicht unbedingt des Lobes voll war. Ohne hier zu viel zu verraten waren die Karfreitags-Exzesse skandalös und der Berliner Bierboykott legendär. In letzterem ging es um Streikaktionen der Gewerkschaften zur Durchsetzung eines Achtstundentags, der Erhöhung des Mindestlohns und der Gewährung eines Ruhetags am 1. Mai. Über ein halbes Jahr wurden die sieben größten Brauereien Berlins, u. a. auch die Spandauerberg Brauerei, bestreikt. Als Erfolg konnte man immerhin eine Lohnerhöhung in den bestreikten Brauereien durchsetzen, und die im Zuge des Streiks entlassenen Brauerei-Arbeiter mussten wieder eingestellt werden. Andere Ziele ließen sich nicht erreichen. Detlef Brenneckes Buch über die Brauerfamilie Bechmann spiegelt auch deshalb den Zeitgeist so anschaulich wider, weil er seine persönliche Ansichtskarten- und Fotosammlung vom *Spandauer Bock* integriert hat. Nach seinen Worten ist sie nahezu vollständig, obwohl es zahllose Motive vom *Spandauer Bock* gegeben hat. Es war damals üblich, von interessanten Ausflügen und bierseligen Zusammentreffen sofort Ansichtskarten nach Hause und an die Freunde zu schicken. So ist es ein buntes, lehrreiches Büchlein geworden, dessen Lektüre sich fraglos lohnt.

Lothar Semmel

**Vanessa Conze, Haus Vaterland. Der legendäre Vergnügungstempel im Herzen Berlins.** Berlin: ElsenGold 2021, Hardcover, 160 Seiten mit vielen Abbildungen, 25 €.

Die Zahl der Berliner Stätten, die dazu dienen, dem Besucher Entspannung, Freude und Vergnügen zu bereiten, hatte sich am 1. September 1928 durch die Eröffnung der Großgaststätte Haus Vaterland am Potsdamer Platz um eine weitere erhöht. Hinter dem Ganzen stand als Institution der bekannte Name Kempinski. Nach einer längeren Zeit voller Sorgen und dem Ende der Inflation im Jahre 1923 gab es außer dem wirtschaftlichen auch einen kurzen kulturellen

Aufschwung, der später als die *Goldenen Zwanziger Jahre* in die Geschichte einging. Ablenkung suchten die Menschen in Bars, Kinos, Jazzkneipen, Tanzdielen, Restaurants, Varietés.

Das Gebäude hatte eine Vorgeschichte und war im Jahr 1912, von Franz Schwechten errichtet, als Haus Potsdam bekannt geworden. Ein langgestrecktes Gebäude mit einer zum Potsdamer Platz zeigenden, domartigen Kuppel, als Bürohaus eingerichtet. Es enthielt im Erdgeschoss ein großes Kino namens Kammerlichtspiele. Daneben lag das 2000 Personen fassende, mit einer Galerie versehene Café Picadilly. Zur Unterhaltung der Gäste spielten sechsstündlich sich abwechselnde Orchester. Während des Ersten Weltkriegs wurde das Café Picadilly in Kaffee Vaterland umbenannt. Die Zeiten waren nicht rosig und das Haus stand unter einem unguten Stern. Nach mehrfachem Besitzerwechsel wurde eine Haus Vaterland Gaststätten GmbH gegründet mit folgendem Ziel: Der große Fremdenstrom, der Berlin als emporstrebende Weltstadt durchflutete, sollte im Haus Vaterland, so der werbende Name, stärkende Impulse erhalten und man hoffte, den nach dem Ersten Weltkrieg eingetretenen Zug der Menschen zum Kurfürstendamm entgegensteuern zu können. In der Welt des Vergnügens war Leo Kronau in dieser Zeit eine schillernde Persönlichkeit. Bekannt geworden war er u. a. durch sein Wirken in Coney Island und im Lunapark am Halensee. Er präsentierte seine Idee, das gesamte Gebäude zu einem gigantischen Vergnügungspalast – Speisen und Unterhaltung – umzugestalten mit dem Motto „Die ganze Welt unter einem Dach.“ In knapp zwei Jahren wurde das Gebäude unter der Regie bekannter Architekten und Künstler entkernt und umgebaut. Während dieser Zeit blieb das Kaffee Vaterland in Betrieb. Das neu entstandene Kino mit 1400 Plätzen wurde der UFA – dem Hugenberg Konzern – übereignet. Den restlichen Gebäudeteil pachtete die Firma Kempinski. Auf der Kuppel des Gebäudes rotierte eine Lichtinstallation, die im Dunkeln stark beeindruckte. Betrat man die riesige Eingangshalle, war man geblendet von der im Stil der Neuen Sachlichkeit mit edlen Materialien ausgeführten Ausstattung. Über Aufzüge oder durch geschickt angelegte Treppen gelangte man in die einzelnen, im jeweiligen Heimatstil eingerichteten Gasträume. Es gab über 12 Gaststätten und Bars, wovon einige im Laufe der Jahre ihre Funktion änderten. Ein zweigeschossiger Ballsaal, wegen seiner beeindruckenden Dekoration auch Palmensaal genannt, war mit Schwingparkett ausgestattet, man konnte tanzen, ohne zu ermüden. In der Rheinterrasse gab es hinter einer Glaswand ein sechs Meter tiefes Rheinpanorama. Stündlich verfinsterte sich der Himmel, es blitzte, donnerte und regnete bis endlich wieder die Sonne schien. Anfangs gab es in den größeren Lokalen Revuen, geboten wurden Artistik, Gesangseinlagen und mehrere Orchester sorgten für die musikalische Unterhaltung. Die technische Ausstattung auf dem neuesten Stand und mehrere hundert Personen waren für die Gäste zuständig. Die Weltwirtschaftskrise, die Zeit des Nationalsozialismus führten zu Einsparungen und Veränderungen im Haus. Trotz allem ließ das Publikum das Haus Vaterland nicht im Stich und zum zehnjährigen Bestehen hatten über zehn Millionen Gäste das Haus besucht. Der Betrieb wurde arisiert und dem Aschinger-Konzern einverleibt. In den Kriegsjahren, die oberen Etagen waren durch Bombenschäden nicht mehr nutzbar, führte die Wehrmacht im Hause Regie. Tanzen war nicht mehr möglich aber das Haus blieb bis zum bitteren Ende in Betrieb. Bald nach dem Kriegsende renovierte Aschinger das Kaffee Vaterland. Das Kaffee Vaterland wurde von 1948 an als HO Gaststätte geführt. Am 17. Juni 1953 endete der Gastbetrieb des Hauses. Es war in Brand gesetzt worden.

Nach dem Erwerb eines zur DDR gehörenden Geländezipfels südlich des Potsdamer Platzes durch den Senat von Berlin im Jahr 1972 setzte eine ‚Völkerwanderung‘ ein, um die Ruine des einstigen Haus Vaterland zu erkunden. 1976 wurde der letzte Rest der Ruine abgetragen und der Neubau an dieser Stelle erinnert ein wenig an die frühere Gebäudeform.

Wir Nachgeborenen können die Erlebnisberichte unserer Eltern und Großeltern hier aufleben lassen und den eigenen Kenntnisstand durch die tiefgründige Recherche erweitern. Das auch optisch beeindruckende Buch Vanessa Conzes ist dabei spannend zu lesen!

*Eckhard Grothe*

**Werner Lorenz / Roland May / Hubert Staroste, Ingenieurbauführer Berlin.** Petersberg: Imhof 2020, 400 Seiten, 309 Farb- und 377 Schwarzweiß-Abbildungen, 29,95 €.

Betrachtet man die zahlreichen Pannen und Verspätungen im deutschen Hoch- und Tiefbau der letzten Jahrzehnte, die oft verbunden waren mit erheblichen finanziellen Verlusten für die öffentliche Hand, ist dieser Band wie Balsam für die Seele. Werner Lorenz, Roland May und Hubert Staroste haben unter Mitwirkung von Ines Prokop einen Ingenieurbauführer für die Hauptstadt vorgestellt, in dem exemplarisch an 111 Berliner Bauwerken die Baukunst seit dem 14. Jahrhundert (!) präsentiert wird. Mit den technischen Herausforderungen der Verlängerung der U-Bahnlinie 5 von Alexanderplatz bis zum Hauptbahnhof (Eröffnung im Dezember 2020) ist das Buch erfreulich aktuell.

Zu Berlin und seinen Bauten hat es seit 1877 von Architekten- und Ingenieurvereinen in größeren Abständen immer wieder Veröffentlichungen gegeben, die als Werkschau hiesiger Baukunst für den Fachkundigen gelten können. Das nun vorgelegte Werk hingegen begeistert den Fachmann wie auch den Laien gleichermaßen. Auf jeweils zwei, manchmal auch auf vier Seiten, werden die Meilensteine der Bau- und Kulturgeschichte prägnant und ausgesprochen anschaulich dargestellt. Nach einer stichwortartigen Präsentation der wesentlichen Fakten (Lage, Bauzeit, technische Planung, Gestaltung und Ausführung) erläutert ein informativer Text den baugeschichtlichen Kontext und die architektonische Bedeutung des jeweiligen Bauwerks. Wo es nötig ist, veranschaulichen Schnittzeichnungen und Konstruktionsdetails die bautechnischen Besonderheiten. Schwarzweiß-Fotos bei älteren Bauten, sowie oft auch aktuelle Farbaufnahmen der ausgewählten Meisterwerke veranschaulichen die Texte. Präsentation und Layout sind trotz des gewählten Kleinformats (16,5 x 24 cm) ein Genuss. Gleichwohl die Frage: Hätte man diesem in der Qualität außerordentlichen Werk nicht ein etwas größeres Format spendieren können? Der geneigte Leser hätte wohl auch einen höheren Preis akzeptiert. Die Systematisierung des Buches in zehn Kapiteln, die sich jeweils einem anderen Aspekt der Ingenieurbaukunst widmen, besticht durch Logik und Nachvollziehbarkeit. Jedes Kapitel wird mit einem anschaulichen und ebenfalls reich bebilderten Informationsteil eingeleitet, der den Leser auf den durch Beispiele dokumentierten Abschnitt vorbereitet. Damit nicht genug, werden in etwa jedes zweite Kapitel ausführlichere Exkurse eingestreut, die auch dem Laien Zugang zu weiteren theoretischen Aspekten ermöglichen. So erfahren wir mehr über die Geschichte der Berliner Fernbahnhöfe, den Unterschied zwischen Stahl- und Spannbeton, über Eisenwerkstoffe im Bauwesen, die Berliner Schule der Baustatik, über jüdische Bauingenieure und über die Anfänge der Akademischen Bauingenieur-Ausbildung in Berlin. Jeder Bauwerksabschnitt endet mit einer kleinen Literaturliste zum Weiterlesen – eine gute Idee! Zu guter Letzt nehmen uns die Autoren am Ende des Buches mit auf zwei vierstündige Stadtwanderungen. Die erste ist 750 Jahre Konstruktionsgeschichte in Berlins Mitte gewidmet, und die zweite begleitet uns auf einer Entdeckungsreise durch Kreuzberg. Gutes Kartenmaterial und häufige Bezüge auf das natürlich dabei mitzuführende Buch lassen die detaillierten Beschreibungen vor dem Auge des Betrachters lebendig werden. Für den Berlinkenner eine schöne Zugabe, für den ortsfremden Leser eine hervorragende Gelegenheit zum Stadtrundgang mit Ingenieursblick. Fazit: Mit diesem Buch in der Tasche eröffnen sich Einblicke, die man bisher nicht kannte. Und man ahnt, welche brillante Rolle Berlin einmal in der deutschen Ingenieurbaukunst gespielt hat. Auch wenn zahlreiche moderne Bauten beschrieben sind, blickt man doch dann und wann mit etwas Wehmut auf die Meisterwerke des 19. Jahrhunderts zurück, die den hervorragenden Status deutscher Ingenieurleistungen dokumentierten.

*Lothar Semmel*

*Alle hier rezensierten Bücher sind stets in unserer Bibliothek vorhanden und für die Damen und Herren unseres Vereins ausleihbar.*